

ARTHUR F. BURNS FELLOWSHIP 2014

Bericht von Antje Windmann

Mein erster Arbeitstag bei der Oakland Tribune fiel auf einen „Fat Tuesday“. Jeden Dienstag bringt jemand aus der Redaktion Snacks für alle mit. Candies, Crackers, Cheeses, alles, was schön lange auf den Hüften hockt. Wer an der Reihe ist, bekommt einen Berg Fett auf den Tisch geklebt, einen gelben Geleehaufen. Ich fühlte mich sofort wohl.

Die Redaktionsleiterin, Pamela Turntine, und ein Dutzend Kollegen empfingen mich herzlich. Ihr Newsroom, groß wie ein Squashfeld, gleicht einem grauen Labyrinth aus Trennwänden und Schreibtischen, kommuniziert wird per Email. Am späten Nachmittag ist Produktionsschluss, die San Jose Mercury News erstellen den Mantel.

Viele Umstrukturierungen liegen hinter der Mannschaft. Die Oakland Tribune ist Teil der Bay Area Newsgroup, die seit vergangenem Jahr zur Media News Group gehört, die wiederum im Besitz von Alden Global Capital ist – einem Hedgefond. Was die Zukunft bringt? Keiner weiß es.

Zwei Monate USA, fern von aller Routine in Hamburg. Obwohl ich mich mehr als willkommen fühlte, spürte ich rasch, dass meine Neugier nicht in die Stille dieses Newsrooms passte. Ich wollte das Unbekannte entdecken, die Stadt, den Staat, die Staaten. Nach wenigen Tagen sprach ich darüber mit Pamela. Sie grinste und sagte: „Raus mit Dir.“ Von da an trafen wir uns nur noch zum Mittagessen.

Ich war mit einem genauen Plan angereist, was ich alles recherchieren würde. Ich wollte mir erklären lassen, wie amerikanische Kliniken den Erfolg von Operationen messen. Ich wollte Menschen beobachten, die nach digitalem Gold schürfen. Antworten finden, wie man mit Qualitätsjournalismus im Internet Geld verdienen kann.

Als ich das erste Mal in San Francisco downtown aus der U-Bahn stieg, warf ich diese Vorhaben über Bord, erst einmal. Wohin ich auch sah, erblickte ich Obdachlose. Ich hatte gehört, dass es viele sind. Aber so viele? In der Stadt der digitalen Revolution? Oder: gerade deshalb?

Ich lernte, dass in San Francisco mehr als 7000 Menschen auf der Straße leben. Was lehren mir ihre Geschichten über Amerika? Diese Frage trieb mich fortan um und an. Vier Wochen lang setzte ich mich zu den Gestrandeten auf die Straße, zog durch Obdachlosenheime, Suppenküchen und die Straßen von Tenderloin, den Stadtteil, in dem nachts kein Hauseingang frei bleibt.

In dieser Zeit offenbarte sich mir der wahre Luxus des Fellowships: Ich arbeite seit 16 Jahren als Journalistin, aber erstmals musste ich bei einer Recherche nicht auf die Uhr schauen. Ich konnte in aller Ruhe Menschen zuhören, auch jenen, bei denen ich von Beginn an wusste, dass ich ihre Geschichten nicht verwenden darf. Viele verheimlichen vor ihren Verwandten und Freunden, dass sie auf der Straße leben.

Ich traf schwer traumatisierte Veteranen, die jahrelang im Ausland gedient hatten, und nach Ihrer Rückkehr kein Zuhause mehr hatten, oder dieses nicht mehr aushalten konnten. Ich sprach mit Müttern, die mit ihren Kindern vor einem schlagenden

Ehemann und Vater geflüchtet waren. Ich begegnete Studenten, die tagsüber in Berkeley Vorlesungen besuchen, und sich abends in die Schlange vor einem Obdachlosenheim einreihen, weil sie sich kein WG-Zimmer leisten können. Ich traf Menschen, die in Autos schlafen oder sich mit Couchsurfing über Wasser halten. Die arbeiten, aber deren Lohn für keine Miete in San Francisco mehr reicht.

Ich profitierte von dem Wissen von Sozialarbeitern, NGOs, Ärzten, Professoren. Sie staunten, wenn ich von unserem Sozial- und Gesundheitssystem berichtete. Und ich staunte, wenn sie mir erzählten, wie dürtig die staatliche Fürsorge in den USA ist.

Zwischendurch gönnte ich mir freie Tage, an denen ich auf die Fähre nach Sausalito stieg, mit einem Mietwagen in die Vineyards fuhr, die Nähe zum Meer suchte oder mich mit anderen Journalisten verabredete. Ich lernte, dass sie alle noch auf der Suche nach dem Königsweg sind, wie man im Netz Geld verdienen kann. Der San Francisco Chronicle etwa hatte für seinen Online-Auftritt eine Paywall eingezogen. Nach wenigen Wochen waren mehr als 80 Prozent der Leser weg, kurz darauf die Paywall. Ich sprach mit Leuten, die das Nutzungsverhalten von Lesern analysieren („Die wollen alle weniger lesen, die wollen Videos, Videos, Videos!“). Aber ich traf auch kleine Buchhändler, die noch nie so gute Umsätze hatten, wie in diesem Jahr.

Ich schlenderte über den Campus von Stanford und durch die Straßen von Berkeley. Überhaupt – ich ging viel zu Fuß. Selbst wenn ein Weg dann zwei Stunden dauerte, statt 20 Minuten mit dem Bus. Schlendern statt rasen, wie lange hatte ich das nicht mehr gemacht?

Die Geschichte der Obdachlosen erzählte ich letztlich anhand der Zentralbibliothek in der Innenstadt. Für viele ist sie der einzige Ort in San Francisco, von dem sie tagsüber nicht vertrieben werden. In der App-Version des Textes finden sich einige „Videos! Videos! Videos!“

Ich schrieb einen Nachruf zum Tod von Robin Williams. Nach Ferguson recherchierte ich ähnliche Fälle in Kalifornien und durfte zuschauen, wie kalifornische Polizisten an der Waffe ausgebildet werden. Das Projekt ist noch nicht abgeschlossen.

Was ich in den USA gelernt habe? Das Land ist berauschend wie bekloppt. Glücklicher Nummer 1: Eine Fahrt auf dem Highway 1; ich rate zur Tour von Nord nach Süd, man sieht mehr Meer. Äußerst amüsant: Ein Ausflug in die Bio-Potenzmittel-Abteilung bei Whole Foods – und das Zeug wird gekauft wie verrückt!

Nachhaltig beeindruckt haben mich die vielen ehrenamtlichen Helfer, Volunteering hat in Amerika einen ganzen anderen Stellenwert als bei uns. Ohne die viele Freiwilligen bekämen die Obdachlosen nichts zu essen, kein warmes Wort, keine Decken im Winter.

In diesem Zusammenhang denke ich bis heute sehr oft an eine Frau. Ihr Name ist Clarissa. Sie trägt eine türkisfarbene Daunenjacke, auf der Nase ein einfaches Brillengestell aus Metall, ihren Afro kurz. Sie ist 39 Jahre alt, nur drei Jahre älter als ich. Clarissa ist stark lernbehindert, kann kaum lesen und schreiben. Nachts schläft sie auf einer Lüftungsanlage vor der Bibliothek. Monatlang hatte sie auf einen Platz in einer Obdachlosenunterkunft gewartet. Weil ihr Handy geklaut worden war, gab ich ihr am Tag vor meiner Abreise mein Telefon, damit sie bei einer Hotline erfragen

konnte, wie weit sie auf der Warteliste vorangerückt ist.

Doch ihr Name stand nicht mehr auf der Liste. Weil sie am Tag zuvor nicht erreichbar war, hatte jemand anders ihr Bett bekommen. Nun muss Clarissa wieder etwa drei Monate warten, auf der Lüftungsanlage, jede Nacht. Und der Winter naht.